

Mister Chicago

Zur Erinnerung an Studs Terkel.

Fünfundachtzig purpurrote Rosen. Daneben ein Korb voller Glückwünsche und rühmender Zuschriften sowie etliche Bücher mit überschwenglichen Widmungen. Von Ehefrau Ida ein paar Margeriten im Milchglas und ein Prosit, spöttisch und unsentimental, wie sie es immer miteinander hielten. Es war der Morgen nach Studs Terkels 85. Geburtstag; elf Jahre liegt das jetzt zurück. Etliche Male klingelte das Telefon, und dann schmetterte er die Ergebnissadressen der Nachzügler leutselig ab. Wobei er fast jedesmal den alten Spruch zum besten gab: „Jahrgang 1912 – die Titanic ging unter und ich tauchte auf.“ Natürlich kannten den alle, aber gelacht haben sie trotzdem. Belustigt sah er einige Zeitungsartikel durch, die seine Aufnahme in die amerikanische Akademie der Künste meldeten. Gestatten: Studs von Terkel, Ritter der Tafelrunde. Eine erfreuliche Ehrung, nur etwas spät für einen, dessen Memoiren bereits ein Vierteljahrhundert zuvor erschienen waren.

Ich besuchte ihn damals für ein GEO Special über Chicago – seine Stadt, ohne die er so wenig vorstellbar war wie sie ohne ihn. Mister Chicago lautete denn auch sein populärer Ehrentitel. Die Stadt bot ihm den Rohstoff von Millionen von Biographien, die wilde Geschichte einer Metropole sowie ein großes Publikum. Er wiederum gab ihr Bewußtsein, Weltläufigkeit, Kultur, vor allem aber: Er brachte sie zur Sprache. Indem er sie, in Gestalt ihrer Bewohner, ein ums andere Mal vors Mikrophon bat.

Terkel war ein klassisches Multitalent: Radiomoderator und TV-Faktotum, Buchautor und Philanthrop, Moralist, Müßiggänger, Clown. Wie jedes anständige Medium war er nicht gänzlich Herr seiner selbst – er wurde gesprochen. Er nahm sich selbst die Worte aus dem Mund: gestikulierte auf dem Gehweg, rezitierte auf dem Klo, befragte in der U-Bahn ein unsichtbares Gegenüber. „Natürlich rede ich mit mir. Schließlich bin ich ein guter Zuhörer.“ Seine Studiogäste brauchten es ihm nur noch gleich zu tun. Seine Interviews waren Selbstgespräche für zwei Personen. Mal Jam-Session, mal Lebensbeichte, mal Liebesduett.

Bei WFMT, einem kleinen Sender, der überwiegend klassische Musik spielt, legte er fast fünfzig Jahre lang allabendlich ein paar Scheiben auf, las Literatur oder empfing Gäste. Sein Besucherverzeichnis liest sich wie ein Index des Jahrhunderts. Er hielt mit Buster Keaton und Dorothy Parker Zwiesprache, mit Bertrand Russel und Tennessee Williams, mit Martin Luther King und Zulu-Führer Albert Luthuli. Mahalia Jackson hat er gar entdeckt – der ungläubige Tausendsassa und die charismatische Gospelsängerin liebten einander ihr Leben lang, wie nur Extreme sich lieben können. Auf Reisen durch Europa traf er Thor Heyerdahl und Vittorio de Sica, Marcel Ophüls und Simone de Beauvoir, Joachim Kaiser und Günter Grass.

Früh schon in der Gewerkschafts- und in der Bürgerrechtsbewegung aktiv, wurde der gelernte Jurist gewöhnlich als Linker oder Liberaler eingestuft. Doch er verachtete Etiketten, er war sein eigenes Lager. In den Jahren der McCarthy-Hysterie bedeutete das Berufsverbot. In Schwejkscher Manier, mit Chuzpe und verzweifelter Aufrichtigkeit, hielt er den Verhören Stand. „Schlimmer als die Arbeitslosigkeit waren die Selbstzweifel.“ Nur bei WFMT kam er einmal die Woche unter, auch wenn seine Beiträge in keinem Programm abgedruckt wurden.

Er blieb dem Sender treu. Mit jeder Sitzung wuchs der Schatz in den in schweren, rollenden Regalen des Archivs: 10.000 Stunden mit guten Gesprächen. Nur ein Bruchteil davon mit Prominenten, die weitaus meisten mit Amerikanern jeden Schlages. Terkel benutzte Tonband und Kassettenrekorder wie ein Schmetterlingsjäger den Kächer: Er sammelte Biographien, Figuren, auf welche die Wirklichkeit das Copyright besaß. Seine Sympathie galt stets den kleinen Leuten, den Mühseligen und Beladenen. Er erhob sie in den Zeitzeugenstand. Ließ sie ihr Leben erzählen, ihr Schicksal, ihre Träume. Aus Chorsängern wurden Solisten, aus Namenlosen Helden.

Diesen Fundus verdichtete und bündelte er später noch, woraus eine Reihe von Büchern entstanden: über das Altern, den Zweiten Weltkrieg, über Schwarz und Weiß, über den Tod. Und selbstverständlich über Chicago. 1967 erschien Division Street, ein Panorama der Stadtmenschen, 1970 Hard Times, 1974 Working. Drei Meisterwerke der mündlichen Überlieferung, vereint durch ihr Leitmotiv, die Würde der Arbeit. Seine Kronzeugen waren Stahlwerker, Kranführer, Fließbandarbeiter, Hausfrauen, Krankenschwestern, Zeitungsjungen. Das Pathos von damals war bei meinem Besuch bereits Geschichte; aus der Stadt der breiten Schultern war längst eine der spitzen Ellbogen geworden. „Mit der Arbeit ist auch ein Teil von Chicagos Seele wegrationalisiert worden.“

Terkels Auswahl verriet ein Faible für tragikomische Geschichten: Der Kleindarsteller, der von Hollywood träumt, aber schließlich durch einen Werbespot so berühmt wird, daß er sich kaum mehr aus dem Hause traut. Der mit allen Wassern gewaschene Hausierer, der dem Tod einen Deal vorschlagen möchte. Der Gasmann, der seine Bißwunden studiert. Der Arbeiter aus der Abdeckerei, der eine naserümpfende Dame darüber aufklärt, daß seine Schmiere den Grundstoff für ihren Lippenstift bildet.

Eine der Stärken von Terkel war die Authentizität bis ins Detail. Zum Memorial Day etwa, wenn die Nation sich aufbläht vor Selbstmitleid, spielte er seit 1960 das gleiche Band: eine Collage aus Musik und Zitaten zum Thema Krieg. Ruhig, doch mit schwelendem Feuer in der Stimme schildert dabei beispielsweise eine Überlebende aus Hiroshima die Wirkung der Atombombe. Bis die Übersetzerin mitten im Satz abbricht und still beiseite spricht: „I don't think I can say it —“ Es ist ein schauriger Moment; der ganze Horror des Jahrhunderts liegt darin.

Terkels Passion galt der vox humana. Der Keim zu dieser Leidenschaft wurde schon in der Kindheit gelegt. Die Mutter führte Wells Grand Hotel – beileibe keine Nobelherberge, nur eine Pension, aber eben an der Ecke von Wells Street und Grand Avenue gelegen. Mit fünfzig Zimmern, die sie meist an alleinstehende Handwerker vermietete, die wöchentlich bezahlten. Die Lobby war Studs' Kinderzimmer. Unwillkürlich nahm er so die Menschen, die Stimmen, die Geschichten in sich auf. Auf 98,7 Megahertz betrieb er dann sein halbes Leben lang ein akustisches Hotel, wurde zum Rezeptionisten seiner Epoche. Ich nehme auf, also bin ich.

Wir streunten schließlich durch die Straßen seiner Jugend, um einer Zeit nachzuspüren, von der außer ihm fast nichts mehr übrig war. Rost und Ruß bedeckten die wenigen Häuser, die in der einst dichten, geschäftigen Nachbarschaft noch standen. Das Delta der von Westen einmündenden Stadtautobahn schuf eine urbane Wüste, so anheimelnd wie ein zahnloses Lächeln. Parkplätze und Parkhäuser machen in Chicago mittlerweile die halbe Innenstadt aus. „Die gehören den Syndikaten. Damit ist mehr Geld zu machen als mit Wohnungen.“

Selbst überzeugter Fußgänger und in technischen Belangen von rührender Unfähigkeit, las Terkel gern der Technik die Leviten. „Das Auto zerstört die Stadt, der Fernseher das soziale

Leben. Der Fernseher und der Computer. Da hocken sie den ganzen Tag vor ihren Terminals, allein dieses Wort – Endstation! Good Bye! Und dieses Programm: Windows! Die starren durch tote Fenster!“ Er klatschte sich mit der Hand auf die Stirn. „Die Menschen verlernen das Reden. Überall spreche ich nur mehr mit Maschinen. Die verstehen meine Witze nicht. Ach herrje!“

Wie er so durch die Straßen lief, mit losen Schnürsenkeln und flatternden Händen, den Mißmut eines alten Mannes karikierend, dabei von einer Umtriebigkeit und Intensität, die sein kalendarisches Alter Lügen strafte, verwandelte sich die Einöde mit einem Mal in eine Bühne der Geselligkeit. Wie um seine Befürchtungen zu zerstreuen, kamen Passanten aus allen Richtungen auf ihn zu, um ihn zu grüßen. Eben noch hektisch und zugeknöpft, öffneten sie sich euphorisch. Aus Panzerung wurde wieder Haut. Groß, rot und blitzblank hielt ein Feuerwehrauto auf offener Straße, und die Brigade salutierte. Kaum kehrten wir in einer Pizzeria ein, wurden uns von den Nachbartischen Drinks ausgegeben, und der Koch kam aufgeregt aus der Küche. Fast alle berührten Terkel unwillkürlich, weniger wie einen Heiligen oder Helden, sondern wie einen Glücksbringer. Ein sachter Griff zum Arm, ein bedeutungsvoller Händedruck, ein vorwitziger Knuff gegen die Schulter. Als faßte die Stadt sich selber an, vergewisserte sich, noch am Leben zu sein. Studs Terkel, der Talisman der großen Stadt Chicago.

Auf dem Rückweg stolzierten zwei Mannequins in wallend gelbgrünen Hosen heran. Mister Chicago blickte ihnen freudig entgegen. Doch sie sahen über uns hinweg. Sie kannten, sie erkannten ihn nicht! Ein Seufzer entfuhr seiner Kehle. Zwei alte Damen tippelten hinterher, winzige Witwen mit Blumenhütchen und Streichholzbeinen, und die schnappten ihn sich sofort. „Studs! Oh Studs! Welch eine Freude, Sie zu sehen!“ Und wieder seufzte der Meister. „Wir hören Sie seit vielen, vielen Jahren. Ihre Existenz ist eine Wohltat, Ihre Stimme ein Genuß. Gott segne Sie!“

Danach begleite ich Terkel noch zu WFMT, wo er die Musik für die nächste Sendung aussuchte. Alle paar Jahre habe ich ihn seither einmal angerufen, meist zum Geburtstag. Seit Idas Tod schwang Melancholie in seiner Stimme mit. „I am out of it“, meinte er des öfteren, es sei nicht mehr richtig im Geschäft. Doch er sagte es, nur um sich selbst zu widerlegen, denn natürlich machte er so lange weiter, wie es ihm nur möglich war. Erst die letzten Jahre, als er weitgehend ans Haus gebunden war, bremsten seine Tatkraft wirklich. Am 31. Oktober ist Studs Terkel nun in Chicago verstorben, 96 Jahre nach dem Untergang der Titanic.

Stefan Schomann